



Amagê und Ghesia

Hallo zusammen!

Eigentlich bin ich Sci-Fi-Autor, habe mich vor einiger Zeit aber auch mal an der Fantasy versucht, und mir überlegt, dass Werk hier zur Diskussion zu stellen. Ich möchte euch darauf hinweisen, dass das Werk - im Vergleich zu dem, was ich hier sonst so an Fantasy lese - sicher deutlich grimmiger und finsterner ausgefallen ist.

Einen Teil des Textes habe ich deshalb auch erstmal Boro vorgelegt, ob er überhaupt ins offene Forum darf. Da ich diesbezüglich noch keine Antwort habe, gibt es also erstmal nur den ersten, ca. 1000 Worte umfassenden Teil.

Vom Genre her wird es wohl auf eine epische Kurzgeschichte im Bereich der Low-Fantasy hinauslaufen.

Also, viel Spaß:

Amagê und Ghesia

Prolog

An die dreieinhalb tausend Jahre muss es nun her sein, seit die großen Städte des Westens fielen und sich die Stämme der Azar, der Isidor und der Bahma auf die lange Reise gen Osten machten, bis sie die endlosen Weiten Oyais erreichten. Jenes Kontinentes, den sie nur aus Legenden über seine wilden Bewohner und uralten Geheimnisse kannten.

Die Azar zog es in den kalten, von Schnee und Wäldern beherrschten Norden. Die Isidor in die von rauen Bergen eingerahmten Wüsten des Westens. Und die Bahma in die endlosen, unerforschten Urwälder im Osten und Süden.

Wo sie sich nieder ließen, unterwarfen, versklavten oder vertrieben sie die einheimischen Stämme, bis ihre Namen nach wenigen Generationen vergessen waren. Sie gründeten Königreiche, machten sich Holz, Stein, Wasser und sogar das geschmiedete Eisen untertan. Meisterten Alchemie und Hexerei. Und sie schufen eine Kultur, so reichhaltig und wunderbar, dass sie auf der ganzen Welt ihres Gleichen nicht hätten finden können.

Doch die Mythen, Religionen und Kulturen der verschlungenen Stämme gingen langsam in jenen ihrer Eroberer auf. Und so formte Oyai aus den, einst in Angst vor einem längst vergessenen Feind geeinten, Stämmen des Westens zahllose Königreiche und Stadtstaaten, die nichts mehr verband, außer ihrem Hass aufeinander.

Eines aber verloren die Nachfahren der Einwanderer nie: Ihre wilde und ungestüme Natur, die sie stets nach Höherem streben ließ. Danach, über sich hinaus zu wachsen. In Zeiten der Not aufzustehen und sich über andere zu erheben.

Und so wurde die Geschichte Oyais eine Geschichte der Krieger, Eroberer und Helden, die Auszogen, damit sie, wenn ihre Zeit schließlich gekommen war, auf ein Leben großer Taten würden zurückblicken können. Dies meine lieben Freude, ist die Geschichte einer von Ihnen.

I. Geburt



Amagê und Ghesia

Langsam kehrte das Leben zurück in ihren Körper. Und mit ihm der Schmerz.

Den Rücken gegen die Felswand gelehnt, hielt Amagê ihre Knie umklammert. Die Oberschenkel gegen ihre geschwollenen Brüste pressend. Ihr Mund fühlte sich an, als hätte sie Staub gegessen. Jedes Blinzeln brannte wie Feuer. Ihre Haare und Haut waren gelb von Sand.

Die kleine Kiste mit Proviant, die sie ihr dagelassen hatten, war schon seit zwei Tagen leer. Bis auf ein schartiges Kupfermesser. Hier konnte sie nicht bleiben.

Vorsichtig streckte die junge Frau ihre Beine aus. Mit zusammengebissenen Zähnen ließ sie ihre nackten Füße durch den groben Sand gleiten, der den Boden der kleinen Höhle bedeckte. Scharf wie eine Holzreibe schnitt er durch ihre wunde Haut. Wäre ihr noch Wasser im Körper verblieben, hätte ihr der Schmerz wohl Tränen in die Augen getrieben.

Mühsam stieß Amagê sich von der Felswand ab und stemmte sich mit aller verbliebenen Kraft in die Höhe. Einen Moment stand sie frei. Dann überkamen sie erneut Schmerz und Schwindel. Sofort stützte sie sich an der Felswand ab, um nicht zu stürzen. Ihre Hände waren Glatt von endlos triefendem Schweiß. Doch irgendwie gelang es ihr, Halt zu finden.

Amagê sog einige Züge der heißen Luft tief in ihre verbrennenden Lungen. Nach allem was man ihr angetan hatte, hätte sie längst tot sein sollen. Tot sein müssen. Welcher Gott mochte sie so sehr lieben - oder hassen - dass er sie dennoch am leben ließ?

Langsam ließ der Schwindel nach und Amagê sah sich um. Außer ihrer provisorischen Bettstatt - einem Haufen zerrissener Decken und schmutziger Laken, der nach Blut und Exkrementen stank - sowie ihrer leeren Proviant-Kiste, war die kleine Felskammer leer.

Natürlich waren auch der Hohepriester und seine Akolythen längst verschwunden.

Und das Kind.

Sogar ihre wenigen Habseligkeiten hatten sie mit genommen. Das Kupfer, ihren Schmuck, die Kleidung. Nicht einmal eine schmutzige Kutte hatten sie ihr gelassen. Mit aller Macht der aufkommenden Hoffnungslosigkeit trotzend, nahm sie das Kupfermesser aus der Proviantkiste an sich. Es war nicht viel. Aber es war alles, was sie hatte. Ein letzter Strohalm an den sie sich klammern konnte. So nutzlos er auch wirken mochte.

Geschunden, nackt und mit wunden Gelenken tastete sie sich stolpernd die Felswand entlang zum Ausgang. Nach Tagen in der relativen Dunkelheit der Höhle, zwang das herein scheinende Licht die junge Haherathi dazu, sich blind durch die niedrige Öffnung ins Freie zu zwingen. Brennende Sonnenglut hieß sie willkommen.

Es dauerte einige Minuten, bis es ihr gelang, ihre Augen vollständig zu öffnen. Doch das Bild, das sich ihr hier bot, war nicht weniger trostlos, als es die Höhle gewesen war. Am Fuße eines felsigen Hanges erstreckte sich nichts als Ödland in alle Richtungen. Bis zum Horizont.

Das Lager, das noch wenigen Tagen zuvor mehr als Tausend Menschen Obdach geboten hatte, war verschwunden. Eine breite Spur aus Hunderttausenden von Tritten, die sich mit brachialer Gewalt eine Schneise durch Sand, Kies und trockenes Gestrüpp gebahnt hatten, führte weg vom Lagerplatz. Und verschwand irgendwo in vor Hitze flimmernder Ferne.

Eher stolpernd als kletternd kämpfte Amagê sich den Hang hinab und begann damit, die Überreste des Lagers nach allem nützlichem zu durchsuchen, das sie finden konnte. Doch zurück gelassen hatten die Mitglieder des Kultes nur, wofür sie selber keine Verwendung mehr hatten. Leere Kisten, durchlöchernte Säcke. Kaputte Kleidung. Und ein paar zerbrochene Gegenstände, die früher einmal vielleicht Waffen oder Werkzeuge gewesen waren.

Und hier und da eine vertrocknete Leiche. Armee Seelen, die von den Strapazen der Wüste dahingerafft worden waren. Vermutlich von ihren eigenen Freunden und Verwandten ausgeplündert, noch bevor sich ihre Augen gänzlich geschlossen hatten.



Amagê und Ghesia

Auf der Ladefläche eines zerbrochenen Karrens fand Amagê einige Trinkschläuche die noch gefüllt waren. Hastig öffnete sie einen davon und begann zu trinken. Sie spürte das kühlende Rinnsal auf ihre Zunge, doch schmecken konnte sie nichts. Dazu war sie zu geschwächt. Was auch immer der Schlauch enthielt, es war auf jeden Fall besser, als hier draußen zu verdursten.

Sorgfältig verschloss sie den Schlauch wieder und legte ihn zurück. Und dann sah sie ihn. Einen Mann. Er hatte schwarze Haare, einen wild wuchernden Bart und die dunkle Haut der Yisti des Südens. Seine Statur glich der eines Hühners.

Er lag am Boden, ausgestreckt auf dem Fell eines Löwen. Und er trug seine Kleidung noch. Was nur bedeuten konnte, dass er noch lebte. Also schlief er wohl hier. Doch weshalb war er geblieben?

Vorsichtig näherte Amagê sich dem Mann. Er trug nichts am Körper als einen hellen Umhang und einen einfachen Lendenschurz. Seine langen, Haare waren zu einer aufwändigen Frisur geflochten und mit eingewebten Perlen aus Holz verziert.

Auf seiner ebenso breiten wie kräftigen Brust prangte eine kunstvolle Tätowierung. Die Krähe des Gethos. Das Symbol derer, die vom Kult für eine letzte, heilige Aufgabe vorgesehen worden waren. Und von denen man erwartete, dass ihr Leben danach endete. Oder beendet wurde.

Amagê blickte an sich herunter, auf die Krähe, die auch sie auf ihrer Brust trug. Doch dort, wo ihre Krähe einen gewickelten Säugling in den Krallen hielt, war es auf der Brust des Mannes die Leiche einer langhaarigen Frau.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).